

Prof. Dr. Godula Kosack (Leipzig)

Frauen erfahren die Welt. Reisende Frauen im 19. Jahrhundert

Als Heranwachsende fehlten mir Vorbilder. Frauen schienen nur zu Ruhm und Ehren zu kommen, wenn sie einen prominenten Ehemann hatten. Lieber wollte ich nicht heiraten, als dass mein Profil über einen Mann definiert würde. Frauen, die aus innerem Drang und, wenn nötig, auch ohne eine gesicherte Finanzlage zur Forscherin oder Abenteurerin wurden, die keine Mühe oder Gefahr scheuten, schien es nicht zu geben. Erst nachdem ich zwar auch Ehefrau geworden, aber dennoch einige nicht ganz unbedenkliche Reisen nach Afrika unternommen hatte (drei Wüstendurchquerungen mit kleinen Kindern), sehr viel später also, entdeckte ich, dass es sie gab, die Frauen, deren Lebensweg mir in der Jugend Mut gemacht hätte, meinen eigenen Weg zu suchen. Ich möchte drei von ihnen hier vorstellen, weil ich denke, auch unsere Töchter können noch Ermutigung brauchen.

Ich habe drei Frauen herausgesucht, die im 19. Jahrhundert ohne Herrenbegleitung gegen den damals geltenden Anstand die Welt erkunden wollten. Bestenfalls wurden sie als verrückt abgestempelt. Aber dennoch erlangten sie zu ihrer Zeit einen gewissen Ruhm, weil sie mit ihren „Erfahrungen“ Wichtiges zum Wissen über die Erde und die Menschen beigetragen haben. Dass sie allerdings wieder vergessen wurden, verdanken wir dem männlichen Blick auf die (Wissenschafts-)Geschichte, der erst jetzt, seit den 1970er Jahren, wieder in Frage gestellt wurde.

Ohne Herrenbegleitung reisten (unter anderen):

Im 17. Jahrhundert:

– Maria Sibylla Merian (Deutsche) nach Surinam (Südamerika)

Im 18. Jahrhundert:

– Isabella Bird (Engländerin) nach Australien

– Mary Wollstonecraft (Engländerin) nach Frankreich, Portugal, Dänemark, Schweden, Norwegen, Deutschland,

Im 19. Jahrhundert:

– **Ida Pfeiffer** (Österreicherin) nach Palästina, Ägypten, Südamerika, China, Ostindien, Persien, Kleinasien, Skandinavien und Grönland

– May French Sheldon (US-Amerikanerin) nach Afrika

– Amalie Dietrich (Deutsche) nach Australien

– Lina Bögli (Schweizerin) um die Welt

– Kate Marsden (Engländerin) als Krankenschwester in den Krimkrieg, später nach Zypern, Ägypten, Israel, Türkei, Russland, Sibirien

– **Mary Kingsley** (Engländerin) nach Afrika: Kenia, Belgisch Kongo, Liberia

– Isabelle Eberhardt (Schweizerin) nach Algerien

– **Alexandrine Petronella Francina Tinné** (Holländerin) nach Ägypten, Sudan und Libyen

Ida Laura Pfeiffer¹ geb. Reyer wurde am 14. Oktober 1797 in Wien geboren und starb am 27. Oktober 1858 ebenda. Schon 1842 reiste sie nach Palästina und Ägypten. Ihre Reisen waren weit, dauerten lange und erregten Aufsehen: Im Mai 1846 brach sie zu einer Weltreise auf, die von Hamburg nach Rio de Janeiro führte, von dort um das Kap Horn nach Valparaiso, Tahiti, China und über Singapur nach Indien, Persien, Mesopotamien, Griechenland und Triest. Im November 1848 kam sie wieder in Wien an. Ihre zweite Weltreise, die sie 1851 mit 53 Jahren begann, dauerte ganze vier Jahre. Nachdem sie so das Reisen für sich entdeckt hatte, war sie für den Rest ihres Lebens die meiste Zeit unterwegs.

Ida Pfeiffers Lebensweg war ungewöhnlich. Geboren wurde sie als Tochter eines wohlhabenden Musselin- und Baumwollwarenfabrikanten und späteren Großhändlers in Wien. Nach einer unglücklichen Liebe zu ihrem Hauslehrer schloss sie mit 22 Jahren eine Vernunftehe mit einem wesentlich älteren Mann, von dem sie zwei Kinder bekam. Diese Ehe engte sie ein, und sie fühlte sich unglücklich. Nachdem der Ehemann sein Vermögen verloren hatte, trennte sich Ida Pfeiffer 1835 von ihm und zog von nun an ihre beiden Söhne allein auf. Erst als diese aus dem Haus waren, begann sie, relativ spät (mit 44 Jahren), zu reisen.

Ihre erste Reise finanzierte sie mit einer kleinen Erbschaft von Seiten ihrer Mutter. Zu ihrer zweiten Weltreise erhielt sie einen Zuschuss der österreichischen Regierung. Nach und nach verdiente sie an ihren Publikationen und verkauften Sammlungen, die sie unterwegs tätigte. Das Sammeln wurde ein fester Bestandteil ihrer Reisen. Ihre Bücher waren nicht nur in der Öffentlichkeit beliebt, sondern sie wurden auch als Beitrag zur Wissenschaft anerkannt. Ida Pfeiffer wurde Ehrenmitglied in den Geographischen Gesellschaften von London, Paris und, auf Antrag von Karl Ritter und Alexander von Humboldt, als erste Frau auch der von Berlin. Sie erhielt die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst vom König von Preußen. Alexander von Humboldt besuchte sie noch kurz vor ihrem Tod, um sie persönlich kennen zu lernen.

In ihren allgemeinen Äußerungen zu Aussehen und Moral der Menschen, die ihr auf ihren Reisen begegneten, blieb Ida Pfeiffer dem Eurozentrismus ihrer Zeit verhaftet. Körpergröße, Gestalt und Gesichtszüge maß sie an europäischen Idealen. „Manche Reisende behaupten, daß die freien Dayaker (Borneo) schöne Leute sind. Ich kann höchstens sagen, daß ich sie etwas minder häßlich fand als die Malaien. Sie sind durchschnittlich von mittlerer Größe, haben sehr magere Beine und Arme und wenig oder keinen Bart; sie raufen die Barthaare aus. Sie haben an Schönheit vor den Malaien nichts anderes voraus, als daß die Backenknochen etwas minder breit und vorstehend sind und daß das Nasenbein ein wenig mehr erhaben ist. Es ist möglich, daß, wenn man jahrelang unter solchen Völkern lebt, man das am Ende schön findet, was dem neuen Ankömmling häßlich erscheint.“² Die Moral und Sitten der Frauen Tahitis maß sie ausschließlich an europäischen Moralbegriffen. Ihre „Schamlosigkeit“ führte sie auf die günstigen Umweltbedingungen zurück: Wer in einer so günstigen Umwelt lebt, könne sich eine unmoralische Lebensweise leisten. Die Hintergründe für das von ihr bewertete Verhalten verstand sie nicht. Immerhin machte sie ihre Vorurteile so deutlich, dass sie der Leserschaft leicht erkennbar und von daher auch beiseite zu legen sind. Ida Pfeiffer reflektierte ihre eigenen Beobachtungen kritisch:

„Abends saß ich wieder unter einem Schwarm Dayaker und unterhielt mich mit ihnen mittels eines malaiischen Dolmetschers und des Koches, so gut es ging. Ich frug sie, ob sie an einen großen Geist glaubten und ob sie Götzen und Priester hätten. Soviel ich aber verstehen konnte, glauben sie an nichts und haben weder Götzen noch Priester. Ersteres mag vielleicht nicht der Fall sein, ich kann sie schlecht verstanden haben; was aber letzteres anbelangt, so habe ich

¹ Beer, Bettina 2007: Frauen in der deutschsprachigen Ethnologie. Ein Handbuch. Köln/Weimar/Wien, S. 167 – 171.

² Pfeiffer, Ida: Abenteuer Inselwelt. Die Reise 1851 durch Borneo, Sumatra und Java. Wien 1993, S. 65.

deren wirklich nie bei ihnen gesehen.“¹ Dass Ida Pfeiffer beim „Durchreisen“ das Weltbild der Dayaker nicht erfassen konnte, versteht sich. Suchte sie – wie sie es aus den ihr geläufigen Religionen kannte – nach Priestern im Sinne von theologischen Spezialisten? In nicht-monotheistischen Religionen werden Kulthandlungen häufig von Stammesältesten oder Spezialisten durchgeführt, die durchaus den normalen Alltagsbeschäftigungen nachgehen. Aber Ida Pfeiffer bemühte sich um das Verstehen. Immerhin lernte sie im Laufe ihrer Reise so gut Malaiisch, dass sie die Menschen einigermaßen verstehen konnte. Sie kritisierte auch den zeitgenössischen Eurozentrismus, so etwa in Bezug auf die von Europäern als besonders abscheulich hervorgehobene Kopfjagd bei den Dayak. Sie schrieb, die Empörung über die Kopfjagd sei unverständlich, wenn man bedenke, wie viel Blut in der europäischen Geschichte geflossen sei.

Ganz besonders interessierte Ida Pfeiffer sich für die Situation von Frauen. Sie befasste sich mit Ehe, Familienleben, Unabhängigkeit von Frauen, Haushaltsführung und Kindererziehung. Wie die meisten reisenden Frauen stellte sie die Lebensverhältnisse von Frauen in anderen Kulturen in Bezug zu eigenen Erfahrungen dar, die positiv wie negativ den Maßstab bildeten. Ihre Reisestrapazen erwähnt sie wie nebenbei. „Sechs Tage war ich wieder nicht aus den Kleidern gekommen, bei einer Hitze, die viel bedeutender war als selbst die unter der Linie. Ich fand ein finsternes und schmutziges Gemach, das mir nebst dem Ekel auch noch Furcht vor Ungeziefer und Skorpionen einflößte.“² Sie musste vier Tage auf eine Karawane warten, um weiter zu kommen. Und so verhielt sie sich den Einheimischen gegenüber: „Die Weiber lungerten den ganzen Tag umher, schliefen oder schwatzten, oder spielten und zankten mit den Kindern. Sie zogen es vor, in schmutzigen Lumpen zu gehen als zu flicken und zu waschen. ... Ich wies auf ihre zerrissenen Kleider, holte Nadel und Zwirn herbei und lehrte sie, selbe zu flicken und auszubessern. Die Sache gefiel ihnen, und bald hatte ich um mich eine kleine Nähsschule eingerichtet.“³

Häufig war Ida Pfeiffer auf die Hilfe von Kolonialbeamten, Händlern, Missionaren und Pflanzern angewiesen, lebte oder reiste sogar einige Zeit mit ihnen. Mit einem kritischen Blick und der Sicht von innen beschreibt sie viele Details. Eine ganz bestimmte Epoche des Kolonialismus und der Akkulturation der Menschen in den bereisten Ländern wird auf diese Weise lebendig.

Alexandrine Petronelle Francina Tinné⁴ ist als holländische Entdeckerin in die Geschichte eingegangen. Sie wurde am 17. Oktober 1835 in Den Haag geboren und starb am 1. August 1869 in der libyschen Sahara.

Entdeckerberichte aus Afrika inspirierten Alexandrine Tinné dazu, sich an der größten »Jagd« ihrer Zeit zu beteiligen: an der Suche nach den Quellen des Nils. Sie war erst neunzehn, als ihr Abenteuer begann, und fünfzehn Jahre lang, bis zu ihrer Ermordung in der Sahara, arbeitete sie daran, eine fähige Fotografin, botanische Zeichnerin und Naturforscherin zu werden.

Alexine, wie sie genannt wurde, war Tochter einer wohlhabenden und einflussreichen Familie. Bereits in jungen Jahren geht sie mit ihrer Mutter, der Baroness Harriet von Capellen Tinné, auf Reisen.

Das große Abenteuer bietet sich ihnen in Venedig. Dort erfahren die beiden von der Möglichkeit, vom nahen Triest nach Alexandria zu segeln. Den Bitten von Familie und Freunden zum Trotz schiffen sie sich ein. Tinné ist hungerig von Ägypten. Sie segelt mit ihrer Mutter den Nil hinauf nach Luxor und beginnt, Arabisch zu lernen. In Luxor angekommen, beschließen

¹ Ebenda, S. 53.

² Pfeiffer, Ida: Eine Frau fährt um die Welt. Wien 1989, S. 201.

³ Ebenda, S. 203.

⁴ Polk, Milbry und Tiegreen, Mary: Frauen erkunden die Welt. München 2004, S. 68 – 73. Alle Zitate von den und über die Tinnés sind dieser Publikation entnommen.

die Frauen, mit Kamelen die Wüste bis zum Roten Meer zu durchqueren. Die Wüste fesselt Alexine so sehr, dass sie den Rest des Jahres im Heiligen Land bleibt, um dann mit ihrer Mutter nach Ägypten zu reisen und eine zweite Nilreise anzutreten. Ziel der zweiten Fahrt ist der Sudan. Aber die berühmten Nilkatarakte, die trüben Stromschnellen oberhalb von Assuan, halten sie wie alle Reisenden auf. Die Frauen begreifen, dass sie mehr Ausrüstung und bessere Boote benötigen. Sie kehren nach Den Haag zurück, um sich für die lange Fahrt in den Sudan, wo sie nach der Quelle des Nils forschen wollen, auszustatten.

Tinné und ihre Mutter, begleitet von Alexines Tante und ihren Dienern, kommen 1861 wieder nach Kairo. Als Vorbereitung für die lange Fahrt statten sie die Boote mit Porzellan, Silber, einer Bibliothek, einem Fotoatelier und Utensilien zum Sammeln von Pflanzen aus. Die kleine Gruppe hat nur vage, skizzenhaften Reiseberichten entnommene und von ihren romantischen Ideen gefärbte Vorstellungen von dem, was vor ihnen liegt. Die Realität ist abschreckend – wüstes, gefährliches Gebiet, Wasser- und Nahrungsmangel, unhygienische Bedingungen, sowie auch Europäern feindlich gesonnene Sklavenhändler und Stämme. Alexine aber ist entschlossen, an Orte vorzudringen, wo niemand zuvor gewesen ist. Nachdem man ihre Boote über die Stromschnellen gezogen hat, segeln die Frauen nach Süden in das Dorf Lorosko. Dort laden sie ihren Besitz für einen siebenwöchigen Treck durch die Wüste nach Khartum von den Booten auf 102 Kamele um.

In Khartum kauft Tinné ihren ersten Sklaven, ein Mädchen, das sie Rosa nennt und sofort freilässt. Im Lauf der Zeit kauft sie weitere Sklaven, um ihnen die Freiheit zu schenken. Um von Khartum aus die nächste Station, Dschebel Dinka, anzusteuern, heuern die Frauen mehrere Boote an. Sie stellen fest, dass Dschebel Dinka nicht nur ein Flusshafen, sondern auch ein Vorposten des Sklavenhandels ist. Der erbarmungswürdige Zustand der angsterfüllten, hungernden und angeketteten Afrikaner entsetzt die Frauen so sehr, dass Alexine keine Gelegenheit versäumt, die Sklavenhändler bei den sudanesischen Behörden zu denunzieren.

Die Frauen lassen Dschebel Dinka hinter sich und segeln den Weißen Nil hinauf, bis sie auf einen gewaltigen Sumpf, den Sudd, stoßen. Von dort schickt Tinné Berichte an ihren Bruder John in London, der sie bei der Royal Geographical Society einreicht. Darin schreibt sie unter anderem, dass „dieser Teil der Reise ausgesprochen ermüdend war, denn der Fluss glich einem schmalen Kanal, voller Krümmungen und Biegungen, eingeschlossen von undurchdringlichem Schilfdickicht oder Schlammhängen. Wir passierten große Herden von Elefanten, Flusspferden, Büffeln und anderen wilden Tieren, aber die Bodenbeschaffenheit macht die Jagd unmöglich.“ Fünf Monate brauchen sie, um Gondokoro zu erreichen; dort bleiben die Boote im Schlamm stecken, und sie kommen nicht weiter.

Enttäuscht segeln sie nach Khartum zurück, wo Alexine ihre Boote für einen erneuten Versuch ausrüstet. Diesmal haben die Tinnés eine Flottille von sechs Booten mit bewaffneten Wachen, Dienern, Mägden, einem Botaniker, einem Ornithologen und genügend Vorräte für ein Jahr dabei. Sie kommen überein, sich westwärts nach Bahr al-Ghazal zu wenden. Von dort planen sie einen Überlandtreck in das unerforschte Gebiet der gemeinhin als Kannibalen geltenden Nyam-Nyam im Nordkongo.

„Ich schreibe in diesem Moment von einem der einzigartigsten Orte auf dem Erdball“, berichtet Alexine, „zu dem man nur über einen ebenso einzigartigen Weg gelangt. Wir stießen drei oder vier Tage auf dem Ghazal vor, wobei der Fluss vor uns stets aussah, als ende er in einem Meer aus Pflanzen.“ Als das Boot im Sumpf stecken bleibt, heuert Tinné Träger an und reist über Land weiter. „Wieder auf dem Weg“, schreibt Harriet, „vertraue ich darauf, dass wir den Berg Casinka, wo wir bleiben wollen, bis das Wetter besser und die Erde trocken ist, sicher und wohlbehalten erreichen werden ... Kein Europäer ist je dort gewesen.“

In London entbrennt in der Royal Geographical Society Streit, als John Tinné einen Expeditionsbericht seiner Schwester vorträgt. Die Nilforscher John Speke und James Grant versuchen, ihren Bericht über die Überlandreise über Bahr al-Ghazal hinaus herunterzuspielen, doch der

Präsident der Gesellschaft verteidigt ihre Bemühungen mit den Worten: „Die Damen sind wirklich auf dem richtigen Weg, um dieses Wissen zu erlangen; denn ihr größeres Ziel ist es, die Bergregion zu erreichen, dem der Bahr al-Ghazal entspringt ..., – ungeachtet der Diskussionen der Captains Speke und Grant – sollten sie entdecken, dass seine Wasser auf der einen Seite in den Nil münden und auf der anderen in den Tschadsee und die großen Seen im Westen, wäre das ein höchst bedeutsamer geographischer Erfolg.“

Währenddessen ziehen die Tinnés im Sudan weiter auf ihr Ziel zu. Weil sie mehr Träger und Proviant brauchen, machen sie am einzigen vorhandenen Nachschubposten Halt: einem Sklavenhändlerdorf. Tinné erkundet mit einem kleinen Team die Strecke und entdeckt, dass die alljährlichen Überschwemmungen ihre Route blockieren. In ihrer Abwesenheit erkrankt die fünfundsechzigjährige Harriet an Fieber und stirbt nach wenigen elenden Tagen. Der Verlust der Mutter trifft Alexine schwer und zerschlägt ihren Traum, unerforschtes Gebiet zu kartographieren. Mit dem Sarg kehrt die Expedition nach Khartum zurück. Unterwegs gelingt es ihnen nicht, Nahrung einzutauschen, denn die Einheimischen fliehen, sobald sie sich nähern, aus Angst, sie könnten Sklavenhändler sein. Die Träger, die fürchten, sie würden am Ende der Reise in die Sklaverei verkauft, sind unwillig. Nach Monaten voller Schwierigkeiten und Sorgen erreicht Tinné Khartum, nur um zu erfahren, dass auch ihre Tante, die zurückgeblieben war, tot ist.

Nach ihren sudanesischen Expeditionen lässt sich Alexine für eine Weile in Kairo nieder. Als sie der Stadt Kairo überdrüssig wird, erwirbt sie 1864 eine Jacht und segelt mit ihrer sudanesischen Dienerschaft nach Algier. Eine Zeitung beschreibt später die Aufregung, die ihre Ankunft auslöste:

„Wer vor einigen Jahren Algier besuchte, wird sich an die von Geheimnissen unwitterte Jacht erinnern, die vor dem Hafen lag. Das Gerede der Leute verbreitete allerlei Geschichten über die Herrin der bunt zusammen gewürfelten Mannschaft – Europäer, Schwarze und würdevolle Nubier. Manche sagten, sie sei eine orientalische Prinzessin, einer erfand eine Liebesgeschichte, um die einsamen Wanderungen dieses weiblichen Odysseus zu erklären ... Tatsächlich gehörte die Jacht einer Dame, jung, schön und im Besitz eines königlichen Vermögens, die ihr Leben, fast von Kindheit an, im Osten verbracht und bereits eine Reihe von Forschungsreisen nach Zentralafrika vollbracht hatte und die, unbeeindruckt von den Missgeschicken der Pioniere mit demselben Ziel vor ihr, nun eine Unternehmung plante, die sie, wenn sie von Erfolg gekrönt war, in die vorderste Reihe der Afrikaentdecker bringen würde.“ Alexines neuer Plan besteht darin, die Sahara von Norden nach Südwesten, von Tripolis nach Timbuktu, zu durchqueren und mit den wenig bekannten Nomaden der Wüste, den Tuareg, zu reisen. Zur Vorbereitung lernt sie deren Sprache, das Tamaschek. 1869 verlässt sie Tripolis Richtung Süden auf dem Weg durch die Wüste zum Tschadsee. Nach einem Monat erreicht sie die Oase Marzuq. Sie beschreibt sie als einen kuriosen, kleinen, aus Schlamm oder vielmehr Salz errichteten Ort. „Er sieht aus, als hätte ein grausames Erdbeben stattgefunden, so krumm und eingestürzt sahen die Häuser aus.“

Außerhalb von Marzuq begegnet sie dem Tuaregfürher Ichnuchen, der sie stark beeindruckt. Sie schreibt: „Ich kann Ihnen nicht sagen, welchen Eindruck Ichnuchen in seinem seltsamen, würdevollen Gewand mit all seinen Gefolgsleuten auf mich alte, erfahrene Reisende, die ich bin, machte. Ich kann sagen, mit dem finsternen Tal ... als Szenerie bot sich mir nie ein großartigerer und stattlicherer Anblick: diese vielen Farben, das kriegerische Auftreten, einzigartige Geschirre und elegante Dromedare mit langen Schlangenhälsen. Man kann das nicht beschreiben! Aber es war eine Szene, die das Blut in Aufruhr brachte.“

Um ihr Blut geht es dann auch tatsächlich: Tinné wird zum Faustpfand einer Fehde zwischen Ichnuchen und seinem Neffen. Der Neffe tötet Alexine bei einem Überfall auf ihr Lager, um seinen Onkel zu verhöhnen.

Die junge, schöne, intelligente und reiche Tinné opferte viel für ihre Suche nach dem Unbekannten. Ihre Sammlungen wurden in späteren Kriegen zerstört, ihr Leben endete, bevor sie ihre Entdeckungen dokumentieren konnte. Das einzige Denkmal, das noch an sie erinnert, ist ein Obelisk im sudanesischen Tuba, der sie unter den Afrikaforschern nennt, die nach den Quellen des Nils suchten.

Mary Kingsley¹ wurde am 13. Oktober 1862 in London geboren und starb am 3. Juni 1900 in Simon's Town in Südafrika.

Mary Kingsley reist aus purer Leidenschaft. 30 Jahre lang hatte sie sich ausschließlich um die Bedürfnisse von Mutter, Vater und Bruder gekümmert, bis beide Eltern gestorben waren und ihr Bruder sich auf den Spuren Buddhas nach Asien aufmachte. Sie schreibt: „Im Jahr 1893 verfügte ich zum ersten Mal in meinem Leben über eine frei Zeit von fünf, sechs Monaten, eine Zeit, die noch nicht fest verplant war. ... ‚Geh und studiere die Tropen‘, sagte mir eine innere Stimme.“² Sie zog allein los: ohne Netzwerk und Protektion, mit einem Koffer, einem wasserdichten Seesack, ein paar Sammelbehältern für Kleingetier und einem schmalen Portemonnaie von 300 Pfund Erbschaft. (Der berühmte Forscher Stanley Livingstone hatte für eine Expedition z.B. 50.000 Pfund zur Verfügung.)

Mary kaufte sich ein One-way-Ticket auf dem Frachtschiff Lagos. Die Besatzung, die allenfalls mitreisende Missionarsfrauen kannten, stuft sie als „harmlose Wahnsinnige“ ein. Mary bereiste Nigeria, Kamerun, Französisch Kongo. Nach fünf Monaten ist sie zurück in England. Eine zweite Reise im Jahr 1895 führt sie zum Ogowé-Fluss in Zentralafrika.

Kingsley reist allein und ohne Schutz, im Vertrauen auf den guten Willen der Einheimischen. Sie trägt lediglich einen kleinen, scharfen Dolch bei sich, um sich im Falle eines Falles selbst zu töten. Schnell erkennt sie die Vorzüge des Händlerdaseins. Händler sind Bindeglieder zwischen unvereinbaren Welten, denn Tausch ist etwas, das jeder versteht und schätzt. Mary ist der Überzeugung, dass die Engländer sich in Afrika nicht als Kolonialherren, sondern als Händler engagieren sollten. Mittels Tauschgeschäften sammelt sie Fische, Insekten und Reptilien für das Britische Museum. „Das Ziel meines Westafrikabesuches ... war es, eine allgemeine Sammlung von Fischen aus einem westafrikanischen Fluss nördlich des Kongo zusammenzustellen, da die spezielle Strömung dieses Flusses große Wirkung auf die Verteilung hat.“ Sie sammelt mehrere neue Arten, von denen drei nach ihr benannt werden.

Obwohl sie in der Wahl ihrer Reiseziele und -mittel unorthodox ist, bleibt Mary, wenn es um Kleidung geht, ausgesprochen konventionell. Selbst in den Sümpfen trägt sie stets ein langes, schwarzes Wollkleid und Korsett und erklärt: „Du hast kein Recht, in Afrika in Sachen herumzulaufen, für die du dich in England schämen würdest.“ Ihr viktorianischer „Anstand“ rettet ihr einmal das Leben. Als sie eines Tages einem Dschungelpfad folgt, stürzt sie in eine viereinhalb Meter tiefe Grube gespickt mit vergifteten, angespitzten Pfählen. Von einigen blauen Flecken abgesehen bleibt sie unversehrt, was sie dazu veranlasst, „die Segnungen eines guten, dicken Rockes“ zu preisen.

Kingsley genießt die Schönheit, Spannung und Gefahr der Dschungelreisen. Über die Schwierigkeiten, auf Elefantenpfaden zu reisen, sagt sie: „Mehrfach stiegen wir auf flache Sümpfe, wo Elefanten sich gewälzt und gebadet hatten ... Diese Stellen zu passieren war schwierig, da ihre großen Fußspuren, in die man einen Bambussessel hätte stellen können, mit Wasser gefüllt waren und der restliche Boden festgestampft und rutschig war. Vor allem ließen diese Eleganten ihre Zecken zurück. Ich werde das Thema nicht ausweiten, auch nicht, was die Blutegel angeht, aber beide bleiben mir unvergesslich ... Eine Erfahrung, die wir im großen Gezeitensumpf südwestlich vom Ndorko machten: Wir durchwateten ihn zwei Stunden lang,

¹ Polk, Milbry und Tiegreen, Mary: Frauen erkunden die Welt. München 2004, S. 76 – 80.

² Zitiert nach Härtel, Susanne und Köster, Magdalena (Hrsg.): Die Reisen der Frauen. Weinheim, Basel, Berlin 1994, S. 216

die ganze Zeit bis zum Kinn im Wasser, und entstiegen ihm mit einer Art Astrachankragen aus Blutegeln, die wir mit eingetauschem Salz entfernten.“

Fische in Gezeitentümpeln zu sammeln ist gefährlich: Die von Krokodilen bewohnten Tümpel können bei Niedrigwasser zu Fallen werden. Im folgenden Bericht erzählt sie von einer solchen: „Man kann nicht einfach aussteigen und sein Kanu über die Schlammstreifen ziehen, die einen von ihm [dem Fluss] trennen, weil der Schlamm von Natur aus unbeständig ist und zu tief ... Man richtet seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf die Krokodile und die Mangrovenfliegen, und bei dem fürchterlichen Gestank des Schleims, der einen umgibt ... Einmal ... [als] ... ein mächtiger Wels beschloss, seine Brustflossen über das Heck meines Kanus zu legen und unsere Bekanntschaft zu vertiefen, musste ich mich in den Bug zurückziehen, um die Balance zu halten, und ihm mit dem Paddel eins auf die Nase geben, damit er sich zurückzog, und ich paddelte in die Mitte der Lagune in der Hoffnung, das Wasser dort würde zu tief für ihn oder einen seiner Freunde sein.“

Kingsley verfertigt die ersten ethnographischen Studien über die Fang. Über den ersten Kontakt schreibt sie: „Ich muss sagen, dass ich nie zuvor – noch nicht einmal in Bilderbüchern – eine Gruppe wilderer, gottloser aussehender Primitiver gesehen hatte als die in jener Nacht, mit der es in den längsten zwanzig Minuten meines Lebens auf Messers Schneide stand.“ Schnell aber betont sie: „Eine nach der anderen nahm ich meine alten Vorstellungen aus Büchern und Gedanken, die auf Halbwahrheiten gründeten, wägte sie gegen das wirkliche Leben um mich herum ab und befand sie als wertlos oder unzulänglich.“

Sie beschreibt den Fang als „voller Feuer, Temperament, Intelligenz und Unternehmungslust, ... aber ich sollte gestehen, Leute, die ihn besser als ich kennen, sagen, er sei ein hinterhältiger, diebischer, mörderischer Kannibale. Ich habe ihn nie hinterhältig oder diebisch gesehen, und als Stamm mag ich ihn lieber als jeden anderen Afrikaner, den ich bis jetzt getroffen habe. Er ist ein Kannibale, nicht aus Aberglauben ...; er tut es allein aus dem ihm eigenen gesunden Menschenverstand heraus. Menschenfleisch, so versichert er mir, ist sehr gut, und er wünschte, ich würde es versuchen.“

Ihre erste Nacht in einem Fang-Dorf verbringt sie in der Häuptlingshütte, wo sie bemerkt, dass „in jedem Loch in den Seitenwänden ein menschliches Auge saß, und ich hörte, wie von allen Seiten neue Löcher gebohrt wurden. Ich fürchte sehr, dass der Häuptling, mein Gastgeber, sein Heim letztlich bedauerlich zugig gefunden haben muss.“

„[Später am gleichen Abend] rollte [ich mich] auf den Kisten zusammen, den Kopf auf einem Tabaksack, und döste. Beim Aufwachen merkte ich, dass der Geruch in der Hütte heftig war, ... und indem ich die Asche von einem glühenden Strauchfeuer schlug, das am Boden brannte, forschte ich nach und fand ... einige Beutel ... Ich schüttelte ihren Inhalt in meinen Hut aus Angst, etwas Wertvolles könne verloren gehen. Da lagen eine menschliche Hand, drei große Zehen, vier Augen, zwei Ohren und andere Teile des menschlichen Körpers. Die Hand war frisch, die anderen Teile gewiss nicht mehr, sondern verschrumpelt. Ich legte sie zurück, verschnürte den Beutel und hängte ihn auf. Ich erfuhr nachher, dass die Fang, obwohl sie ihre freundlichen Bruderstämme verspeisten, ... dennoch gerne etwas zur Erinnerung an sie behielten. Von diesem rührenden Zug in ihrem Wesen erfuhr ich durch Wiki (ihren Führer) ... Trotzdem ist es eine unangenehme Angewohnheit, solche Überreste in dem Schlafzimmer aufzubewahren, das man bewohnt.“

Mary fasst ihre Eindrücke zusammen: „Es ist unmöglich, ... die immense Vielfalt an Zeremonien zu beschreiben, die Seelendinge umgeben, in diesem ... ‚Land der von Toten umgebenen Lebenden‘; und man darf nicht vergessen, dass in der Schar von Geistern die Seelen der toten Männer nur einen sehr kleinen Teil ausmachen, denn fast alles in Westafrika hat eine Seele: Bäume, Flüsse, Waffen usw., folglich ist man bei den Stämmen in Französisch-Kongo der Meinung, dass in der Heilung die Seele der Medizin mit der Seele der Krankheit ringt, und so fort.“

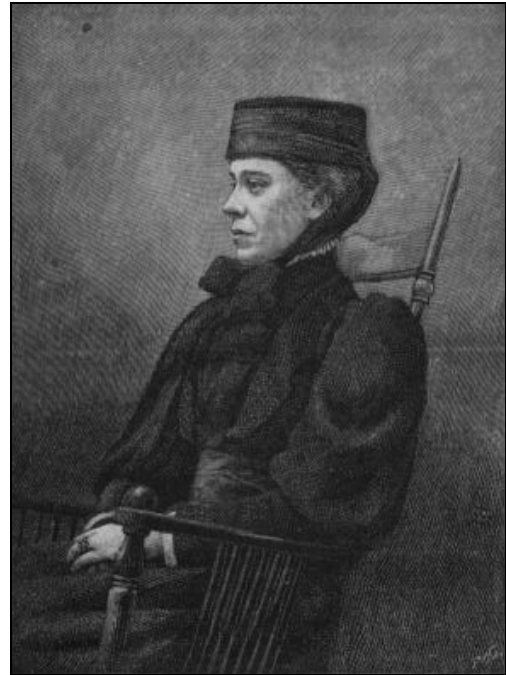
Marys Ablehnung all der Bemühungen christlicher Missionare, die Eingeborenen zu bekehren, stößt in der Heimat nicht auf Gegenliebe. Die meisten Europäer jener Zeit glauben, die Afrikaner seien eine Rasse, die sich nicht über das Kinderstadium hinaus entwickelt habe. Kingsley präsentiert Afrikaner als dem Europäer ebenbürtige Menschen mit gleichermaßen gültigen – und ethischen – Wertesystemen, die noch dazu weniger materialistisch und spiritueller als die der Europäer sind. Die Missionare, sagt sie, verhalten sich, als seien die Afrikaner leere Krüge, die sie mit ihrer „wertlosen weißen Kultur aus zweiter Hand“ füllen können. Sie erkennt, dass jene Lehren eine verheerende Wirkung auf das Leben und die Kultur der einheimischen Afrikaner haben.

1900 unternimmt Mary ihre dritte Fahrt nach Afrika in dem Bewusstsein, dass es wohl ihre letzte sein würde. Sie meldet sich freiwillig, um Buren zu pflegen, die von den Briten in verwaorsten Straflagern gefangen gehalten werden. Vier Monate später erkrankt sie an einem tödlichen Fieber. Sie wird auf See bestattet.

Bilder zu G. Kosack: Frauen erfahren die Welt. Reisende Frauen im 19. Jahrhundert



Ida Pfeiffer



Mary Kingsley



Alexandrine Tinné

Quelle: wikipedia. Die freie Enzyklopädie.